

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Das Zeichen [Fortsetzung]
Autor: Wenger-Ruutz, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Glöcklein.

Uebern Walde in zerfallenen Bogen
Steht ein Turm aus fernen frommen Zeiten,
Und ein Glöcklein wiegt sich im Gestühle,
Und ist keiner, der es liebt und läutet
Und den Bau von Dorn und Ranke reutet.
Haucht der Abend seine samtne Kühle,
Sieben Vöglein kommen dann geflogen,
Sieben Vöglein in den sieben Farben
Als ein regenbogenbuntes Glöcklein,

Und die wiegen das verwaiste Glöcklein
Allen, die nach seinem Frieden darben.
Leise läutet's in den frühen Dämmer,
Und es schweigt des Werkeltags Gehämmer.
Niemand weiß, woher der Klang gekommen;
Doch sie neigen sich dem Gruß beklommen,
Einem Gruß aus fernen frommen Zeiten
Für die lieben langen Ewigkeiten.

Victor Hardung, St. Gallen.

Das Zeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung von Lisa Wenger-Knuß, Basel.

(Fortsetzung).

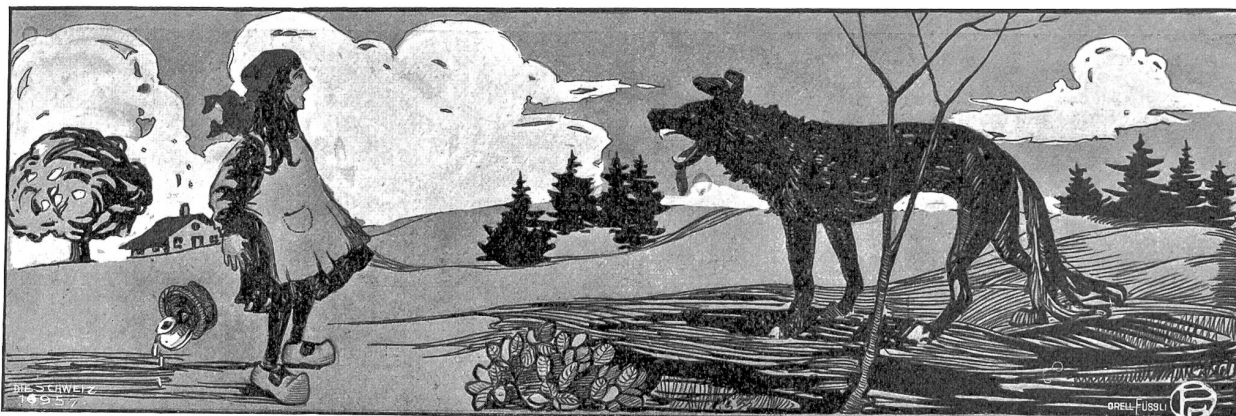
Ein paar Monate waren verstrichen. Der ganze Tschingel war eine stille weiße Fläche, und die Berge waren verschneit bis hinunter ins Tal. Liseli hatte fleißig an ihrer Aussteuer gearbeitet und freute sich an dem Schatz von schimmerndem Leinen, der sich in dem alten wurmfästigen Schrank ansammelte, der auf dem Läubli stand. Sie war zwar nie mehr in die Tiefen der Verzweiflung versunken wie damals, während und nach der Mutter Sterben; aber so recht fröhlich war sie doch nicht wieder geworden! Von Zeit zu Zeit verfiel sie plötzlich wieder in eine schwere Beklemmung, in eine Angst, aus der sie sich mühsam wieder aufraffte und vor der sie sich fürchtete. Es war ihr dann, als laure irgendwo etwas Böses, das nur darauf warte hervorzustürzen. In diesen Zeiten wagte sie kaum in eine finstere Stube zu gehen und schlich scheu an den dunkeln Ecken vorbei. Sie hatte niemand, zu dem sie sich flüchten konnte mit ihrer Angst. Dem Vater mochte sie nicht damit kommen; kam Christen, so wurde sie von selber vergnügt und begriff gar nicht, warum sie sich eigentlich geängstigt hatte, und zum Pfarrer mochte sie nicht gehen; sie schämte sich ihrer eigenen Unvernunft, die sie freilich nur in den guten Zeiten als solche erkannte. So flüchtete sie zu Gott und betete inbrünstig und lange und betete ganz besonders darum, die Mutter möge ihr ein Zeichen geben, daß sie ihr verziehen habe, ehe sie den Christen heirate. Nach dem Beten wurde sie wieder ruhig und schlief vertrauensvoll ein.

Christen seufzte unter der langen Wartezeit. Er wohnte bei seinem Vater, dem Schullehrer, und es war wenig Platz in dem kleinen Häuschen, in dem noch ein paar junge Geschwister ihre Unterkunft hatten. Er sehnte sich nach dem eigenen Herd und sehnte sich auch sehr nach Liseli; denn er war rechtschaffen verliebt. Vom Sommer her hatte er sich einen netten Bazen gespart und bei Seite legen können, und so dachte er allen Ernstes daran, das geplante Häuschen zu bauen. Er hatte mit seinem Bruder die einfachen Pläne gemacht und schon im Spätherbst mit seiner Hilfe die Keller ausgegraben. Im Frühling, sobald die Witterung es gestatten würde, wollte er zu bauen anfangen, damit das bescheidene Gasthaus bei Beginn des Fremdenzuges fertig dastehe. Dann brauchte er aber notwendig eine Frau; denn ohne eine solche war nicht daran zu denken, die Fremden zufrieden zu stellen. Christen hatte daher mit Vater Sami gesprochen und ihn gefragt, ob es nicht richtig wäre, wenn sie schon im Juni Hochzeit machen würden, um dann als junge Eheleute in das fertige Häuschen einzuziehen.

Der Bauer seufzte und strich sich über die unraffierte Wange, daß man das krazende Geräusch hören konnte.

„Es ist eigentlich ein Unding, daß ihr nicht hier auf den Hof zieht! Ich bin allein; Platz ist mehr als genug da, für euch und für mich! Und für noch mehr!“

„Ich kanns jetzt nicht mehr,“ sagte Christen. „Ihr habt selbst gesagt, daß ein Bergführer für das Bauern-



ROTKÄPCHEN

wesen verdorben sei. Ihr seid noch rüstig und jung, und ich wäre der Knecht; denn Ihr werdet nicht abgeben wollen! Nehmt die Schwester der Mutter selig zu Euch mit dem Anni; die werden froh sein einen Unterschlupf zu haben; beim Bruder hat sie es als Witwe nicht gut!"

"Darüber könnte man sinnen!" sagte Sami.

"Was meint Ihr, wird Liseli wollen?" Sami kratzte sich in dem ergrauten Haar, das sich kraus unter dem Kuppelchen hervorrangelte.

"Sie ist eine eigene," sagte er. "Gesagt hat sie nie mehr etwas seit der Zeit, wo der Pfarrer mit ihr geredet. Aber daß sie alles vergessen habe, glaube ich nicht. Sie ist noch viel stiller als früher; ganze Tage sitzt sie und näht und sagt kein Wort, und wenn ich etwa bei ihr sitze, so höre ich sie seufzen..."

"Sie ist doch immer so lieb und zufrieden, wenn ich da bin!" sagte Christen.

"He ja, sie ist halt verliebt und denkt dann an nichts anderes als an dich," sagte Sami; "dafür ist sie ein jung Meitschi! Bist du aber fort, so grübelt sie immer im selben Loch herum. Ich merke es schon; aber fragen mag ich nicht und alles wieder aufrühren! Du mußt halt wegen dem Heiraten einmal mit ihr reden, und dann weißt du, woran du bist!"

"Ist es Euch recht?"

"He warum nicht! Heiraten ist nichts Böses; das hat der liebe Gott eingesezt! Also warum nicht?" Sami ging zur Küchentür und rief Eisi.

"Auf das Liseli," befahl er; "sie ist bei den Säuen."

Erstaunt darüber, daß der Vater sie feierlich holen ließ, statt daß Christen wie sonst zu ihr in den Stall kam, erschien sie unter der Türe, stampfte den Schnee von den Füßen und strich sich die Haare hinter die Ohren. Sie waren nicht kraus und ungebärdig wie die des Vaters, sondern legten sich glatt um die niedere Stirne, die vermuten ließ, daß die Gedanken dahinter keine leichten waren und sich nicht ohne Mühe änderten.

"Liseli," begann Christen nach der Begrüßung, "der Bruder und ich wollen zu bauen anfangen, sobald der Schnee ein wenig herunter ist. Das Haus sollte Ende Juni fertig sein; meinst du nicht, daß es gut wäre, wenn wir vorher heiraten? Ende Juni können schon Fremde kommen, ganz sicher im Juli; sie haben sich ja schon letztes Jahr bei mir angemeldet!"

Liselis fröhliches Gesichtchen wurde ernst. Es war, als fielen ein grauer Schleier darüber.

"Aber Christen! Das Jahr ist noch nicht herum! Wir müssen ja ein Jahr warten!"

"Das hat niemand befohlen, das hast nur du zum Pfarrer gesagt!"

"Ich habe es aber dem Pfarrer versprochen!"

"Versprochen? Das kannst du doch machen, wie du willst! Der Pfarrer meinte ja nur, du solltest warten, bis du wieder zufrieden seiest und den schrecklichen Nachmittags ein wenig verwunden habest! Die Mutter kannst du nicht mehr aufwecken, wenn du noch so lange wartest!"

"Nein, es ist nicht recht! Versprochen ist versprochen! Es ist eine Buße!"

"Aber da müßte der Vater doch auch büßen! Wir haben doch alle das Gleiche gesagt! Und wenn du nicht schuld warst, was willst du denn büßen?" Sami nickte.

"He ja, Liseli, was hast du eigentlich zu büßen? Du gutes Meitschi plagst dich auch viel umsonst!"

"Ja, Vater, meinst du im Ernst, daß ich vorher heiraten solle?" fragte Liseli und sah mit dem alten ängstlichen Blick zum Vater auf, eifrig die Haare glättend. Dann sagte sie leise: "Die Mutter hat mir noch kein Zeichen gegeben!"

Der Alte leerte seine Pfeife auf den Fenster Sims, klopfte sie noch einmal auf der hohlen Hand aus, blies hinein und steckte sie dann leer in den Mund. Er wußte nicht recht, was antworten. Er glaubte es eigentlich nicht, daß Verstorbene ein Zeichen geben können; aber es bestimmt zu verneinen wagte er auch nicht.

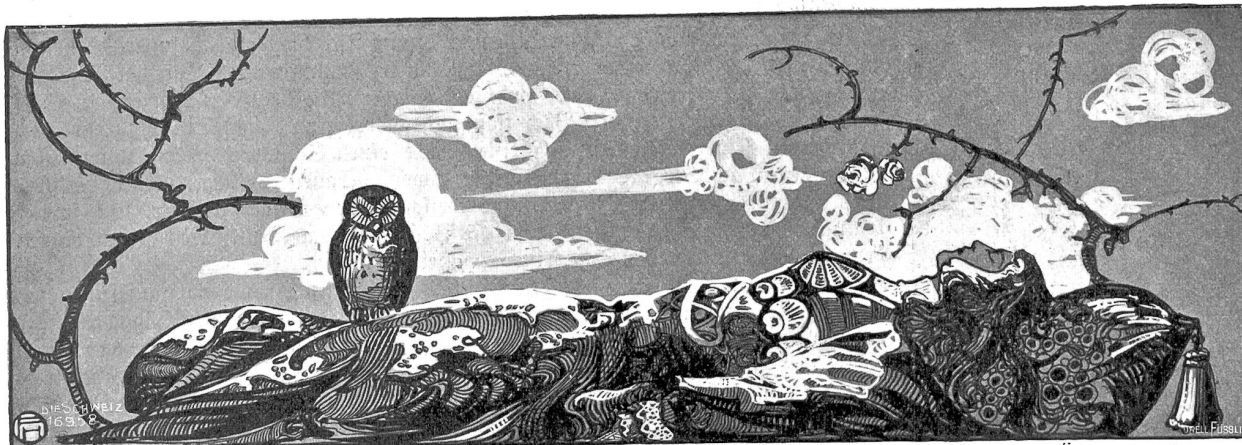
"Hier herum hat man noch nie gehört, daß Tote ein Zeichen geben," sagte er dann, "und wenn die Mutter selig beim lieben Gott ist, wie soll sie dann ein Zeichen geben! Sie ist froh, wenn das alles sie nichts mehr angeht!"

"Allweg ist sie froh," half Christen. Liseli hatte immerfort auf den Boden gesehen; jetzt schaute sie auf.

"Wenn du halt meinst, es sollte sein und ich dürfe, Vater, so ist es mir gewiß auch recht! Es ist denn nicht, daß ich nicht gerne heirate! Aber ein böses Gewissen mag ich deswegen nicht haben!" Christen und Sami schüttelten die Köpfe.

"Und gerade viel fehlt nicht mehr an dem Jahr," half Liseli sich selbst. "Ich denke auch, es werde nicht so darauf ankommen!"

Wenn Liseli bei Christen oder ihrem Vater war, so fiel es ihr nicht schwer, sich überzeugen zu lassen. Die



DARIN SCHEN

Liebe sprach dann mit und die Sehnsucht, endlich mit dem Hin und Her ihrer Gedanken zur Ruhe zu kommen.

„Ich meine, ich dürfe,“ sagte sie endlich und war ganz glücklich über ihren Entschluß, als sie Christens Freude sah.

Es wurde nun abgemacht, daß sie heiraten wollten, sobald der Dachstuhl an ihrem Haus fertig sei; bis man dann einziehen könne, sollten sie auf dem Eschangelhof bleiben; der Vater war froh, sie noch zu behalten.

Christen war den ganzen Tag da, und man hörte sein fröhliches Lachen bis weit in den Eschangel hinaus. Er hatte am Nachmittag einen Gang zu tun, das Schlagen von Tannen betreffend, und Lifeli wollte ihn begleiten.

Tal und Berge waren schön verschneit, aber nicht allzutief, und die beiden stapften fröhlich durch die weiße glatte Ebene, sich dabei an der Hand haltend und die Arme leise schwingend. Als sie am Herenkessel vorbei kamen, blieben sie verwundert stehen ob der Herrlichkeit, die sich ihnen zeigte. Lange, zackige Eiszapfen hingen über die Felsen hinunter bis an die brausenden Wasser, die wild daran hinaufsprangen und zurückfielen in die kochenden, schäumenden, wirbelnden Massen weißen Schaumes, die sich zwischen engen Felspalten und grauen, vereisten Blöcken hindurchzwängten, zischend weiter schossen und sich dann brüllend hinunterwarfen in die Tiefe.

Lautlos standen Christen und Lifeli. Menschliche Stimmen verhallten, wo die ewigen Wasser redeten! Sie sahen hinauf an den Felswänden. Tannen standen zu beiden Seiten des Dündenbaches, bis da, wo er oben am Berg aus einer Felspalte trat, von Stufe zu Stufe fallend, um unten im Herenkessel aufzuschlagen. Die dunkeln Bäume standen schneebedeckt, ernst und unbewegt an den stürmenden Wassern, die Nester der unten stehenden bespült und bespritzt von den stäubenden Tropfen, die sogleich zu Eis wurden und in Tausenden von Kristallen in der Winter Sonne funkelten. Diamantenüberfät waren die Tannennadeln; dazwischen hingen Eiszapfen und glänzten frische Tropfen, den blauen Himmel widerspiegelnd oder die goldene Sonne!

Die zwei Menschen, denen sich das Winterwunder offenbarte, mochten sich kaum von seinem Anblick trennen. Endlich gingen sie, und als sie ihre eigenen Stimmen wieder hören konnten, sagte Lifeli: „Mich erfasst am Herenkessel immer ein so merkwürdiges Gefühl. Es ist

mir, als seien Lebendige da unten und als riefen sie mir! Es seien Geister da, die die Arme ausstrecken, um mich aufzufangen! Ich möchte fort und kann nicht und muß immer in den Wirbel hinuntersehen; ich fürchte mich, es graust mir, und doch muß ich dableiben! Zuletzt springe ich fort und bin froh, wenn ich weit weg bin und das Donnern nicht mehr höre!“

„Du bist ein Spässiges!“ sagte Christen. „Behüte mich Gott, daß ich da hinunter möchte! Aber darum ist's eben der Herenkessel! Vielleicht ist einer da hinunter verwunschener und wartet auf seine Erlösung! Dazu braucht er aber dich nicht, dich will ich erlösen!“

Sie lachten, und nun war der Bann gebrochen, der Lifeli erfasst hatte, als sie hoch über dem furchtbaren Toben auf dem Brücklein stand. Unten im Tal nahmen sie fröhlich Abschied von einander. Christen ging heim, mehr springend als gehend, und mächtige Fußspuren mit seinen Nägelschuhen im Schnee zurücklassend.

Als Lifeli in ihrem Bett lag, das Kerzenstümpchen gelöscht hatte und den Tag überdachte, waren mit einem Schlag alle ihre Ängste, ihre Zweifel und Gewissensbisse wieder da. Wie weggewischt war alles, was Christen und der Vater ihr gesagt, verschwunden das, was sie selbst am Tage geglaubt hatte, weg war die Vernunft und die Ueberzeugung, daß sie recht tue, wenn sie heirate. Lifeli drehte sich unaufhörlich in ihrem Bett, stöhnte und seufzte. Sie faßte ihr Kissen mit beiden Armen und steckte den Kopf hinein. Dann fing sie in ihrer Not an zu weinen, und zuletzt betete sie wieder aus verzweifeltstem Herzen.

„Ein Zeichen, Mutter! Gib mir ein Zeichen!“ Sie betete nicht mehr zu Gott, sie betete zu ihrer Mutter. Zuletzt verwirrten sich ihr die Gedanken, halb im Schlaf irrten sie herum und ängstigten sie noch: „Ein Zeichen, Mutter, ein Zeichen!“

Am Morgen, als sich Lifeli im Bette aufrichtete und hinausjah in die schimmernde blendende Winterlandschaft mit dem dunkelblauen Himmel darüber, waren die quälenden Gedanken verschwunden, und leichten Herzens stand sie auf, nur mit einem unbestimmten Grauen an ihren nächtlichen Kampf denkend. kamen aber die trüben Tage, an denen das schwere Grau des Daseins die Menschen bis in ihre Stuben hinein verfolgt, oder war Lifeli müde von der Arbeit oder erinnerte ein Wort oder ein Kleid der Mutter sie an die Verstorbene, so waren Kampf und Angst von neuem da.



Die Wochen flogen dahin, und alle Augenblicke war es wieder Sonntag. Es kamen schöne, sonnige Tage, an denen unten im Tal die Nebel über den Dörfern und Flecken lagen, oben aber die Sonne schien. Dann arbeitete Christen Bonkänel mit Feuereifer an seinem Haus, und sein Bruder half ihm. Ganz außen am Dorf hatte er es aufgerichtet, der Bach floß nahe vorbei, und der Dreispitz erhob sich vor ihm in seiner Mächtigkeit. Christen hatte einen Schuppen gebaut, unter dessen schützendem Dach Berge von Hobelspänen lagen, behauene Balken, Ziegel, Fenster-rahmen und Schranktüren. Der Hobel kreischte, der Hammer dröhnte, und immer kräftiger führte die Faust von Eisen die Säge oder das Beil. Mit jedem Nagel, den er eintrieb, kam der Tag seiner Hochzeit näher!

Weit und breit war Christen beliebt. Ganz Kiental war stolz auf seinen gesuchten und bewährten Führer und freute sich für Christen seines Häuschens und darüber, daß er das Biseli vom Tschingelhof hineinführen sollte; denn das würde dem Dorf zur Ehre gereichen. Christen und Biseli waren verkündet worden und sollten in vierzehn Tagen heiraten. Das Dach an Christens Haus war aufgerichtet. Fröhlich stand der Tannenbaum oben auf dem First, und lustig flatterten rot-getupfte oder buntgewürfelte Nasentücher zwischen den Ästen. Christen hatte, wie üblich, alle, die irgendwie am Bau mitgeholfen, ins Wirtshaus eingeladen. Sami Lönnen mit Biseli war da, Christens Brüder und Schwestern, und alle waren lustig und guter Dinge. Biseli saß neben Christen, aß und trank mit glücklichen Augen, stieß mit ihm an und mit allen denen, die ihm zu dem zukünftigen Mann und Haus Glück wünschten, und es schien ihr, als könne sie nie wieder in ihre Traurigkeit verfallen, so froh und leicht war ihr zu Mute. Und als einer der Eingeladenen den Vater Sami leben ließ und ein anderer der verstorbenen Katri gedachte, traten Biseli wohl Tränen in die Augen; aber es waren milde Tränen der Liebe und der Erinnerung.

Es war recht spät, als die Gesellschaft auseinanderging und Biseli und ihr Vater den Heimweg antraten. Christen und sein Bruder begleiteten sie bis zur Sägemühle und kehrten nach einem warmen Abschied von Vater und Tochter um.

Als sie zum Dorf zurückkamen, hörten sie ein Geräusch, das sie nicht recht heimzuweisen wußten. Ein fernes Fallen von Steinen, ein leises Krachen, ein Rauschen! „Was ist das?“ fragte Christen und sah hinauf zur Kenggalp, von woher der gedämpfte Lärm kam.

„Es wird ein Stück von der Sandgrube abgefallen sein,“ sagte gleichgültig der Zimmermann.

„Möglich! Die Erde ist naß und locker von dem vielen Schnee, der im Winter lag; da bricht etwa dort ein Stück vom Berge. Sieh, der Bach ist stark geschwollen; er bringt Trämel mit; die Schneeschmelze fängt nun auch schon an dort oben, das ist früh!“

Sie gingen ein paar Schritte und standen an Christens Neubau still.

„Es macht sich gut,“ sagte er wohlgefällig. „Daß der Bach nahe vorbeifließt, ist schön; er bringt Kühle im Sommer!“

Als sie noch redeten, hörten sie ein stärkeres Rauschen und ein sonderbares Knirschen. Große Blöcke führte der Bach herunter. Ungeschickt drehten sie sich im Flußbett, hielten an, rollten weiter und blieben da und dort am Ufer liegen.

„Du, das gefällt mir nicht,“ sagte der Zimmermann zu Christen, „das bedeutet nichts Gutes! Oben bricht der Berg und schießt uns die Stücke hinunter! Wenn nur die Masse dort nicht ins Rutschen kommt; das könnte böß ablaufen!“

Die Brüder beschloßen, bei Morgengrauen zur Kenggalp hinaufzusteigen und nachzusehen, ob Gefahr für das Dorf vorhanden sei. Sie schliefen ein paar Stunden und weckten zwei Führer, Freunde von Christen. Alle vier stiegen langsam den Berg hinan, dem Fluß entlang, der über seine Ufer getreten. Ueberall lagen kleinere und größere Blöcke herum; da und dort lag eine junge Buche geknickt auf der Erde, die überwältigt und gebrochen worden war von den rollenden Steinen.

„Kein gutes Zeichen!“ sagt einer der Führer. „Seit Menschengedenken sind keine Steine heruntergekommen!“

Eine Stunde waren sie schweigend und tubakend gegangen, als sie anhielten. An einem Abhang zeigte sich eine frische Bruchstelle. Das Wasser lief bachweise daran hinunter, und immer wieder fielen die Steine und rutschte die Erde zu Tal. Auch liefen feine und breite Sprünge in der Erde vom Abhang aus dem Felsen zu.

„Schlimm! Schlimm!“ sagte der Zimmermann. „Das kann böß werden! Da ist ja alles unterwühlt vom Schnee und vom Frost gelockert! Wenn das alles herunterkommt, was noch hängt, dann gnad' Gott dem Dorf!“

„Und meinem Haus!“ murmelte Christen.
 „Wir müssen wachen heute nacht,“ entschieden die Männer; „wer weiß, welchen Weg der Erdrutsch nimmt! Dein Haus ist unter Dach, Christen; von dort aus sehen wir von weitem, ob etwas kommt und wo aus es will!“

Daß Heu hinbringen, so wollen wir dort wachen!“
 — Christen nickte, und nachdem die Männer noch ein paar Messungen vorgenommen, stiegen sie hinunter, beständig bedroht von den fallenden und hochspringenden Steinen.
 (Schluß folgt).

Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung statt Schluß).

Bern, 20. März.

Auf derselben Bank sitz' ich wieder, wo wir damals gefessen, du, mein Schatz, deine Mutter, Hans und ich. Der Herbststurm hatte den Wolkenvorhang zerfetzt und über die Berge davongejagt. Blauer war der Himmel als je, klar die Luft und alle Berge nah'. So schmückt sich die Welt manchmal im Herbst für eine kurze Stunde, bevor über die Sonne wieder graue Nebel ziehen und der kühle Regen, vom Winde gepeitscht, aufs neue zu rieseln beginnt.

Hier, von der kleinen Schanze, blickten wir zum letzten Mal zurück nach dem fernen Alpenfranz. Zerflatternde Nebelfahnen stiegen vor den düstern Waldbergen aus den Tälern auf. Ueber die spitzen Gipfel, die weiß waren vom ersten Schnee, zogen vereinzelte Wolken. Wir staunten in das glänzende Märchen zurück, aus dem wir gekommen; Lenchen, glaub' ich, hat mir sogar eine Träne verborgen. Einem Paradies der Liebe trauerte sie nach wie ich. Ueber unsern Häuptern ging der Wind, und dann und wann fiel ein Tropfen oder ein welkes Blatt...

Heute geht es schon wie Frühlingsahnung durch die Bäume; ihre Knospen schwellen in warmer Luft, und die Vögel singen ein sehnsuchtsvolles Lied.

Sehnsucht hat alles in dieser Zeit. Auch ich habe Sehnsucht gehabt und spüre sie noch. Sehnsucht nach der Heimat und Sehnsucht nach dem Tode. Aber das Heimweh hab' ich erstickt müssen, daß es mich nicht führte, wohin mein Stolz mir zu gehen verbot; der Todessehnsucht aber gab ich Flügel zur letzten saufenden Fahrt. Wie eine wilde fiebertolle Krankheit hat sie mich nach Süden gejagt. Mit Sturmeschnelle flogen wir über die weiten Ebenen meines Vaterlandes hinweg, an den einsam verstreuten Dörfern und Städten vorbei — aber ich hätte der Lokomotive den Feuerflug des Blitzes geben mögen, daß sie mich mit einem einzigen flammenden Aufzucken in die Schweiz getragen hätte, den ersehnten Bergen zu.

Meine Heimat hab' ich vermeiden, den Weg an Lindau vorüber umgehen müssen — der Laumel der Liebe hätte mich vielleicht sonst gepackt und aus meinem Todesplan hinausgeworfen, das Städtchen im See hätte mir vielleicht einen Gruß geboten, dessen Reiz zu widerstehen ich zu schwach gewesen wäre... Ich fuhr nach Westen, über Frankfurt, Basel, wo der Weg nicht mit Erinnerungen besät war.

Dort aber, wo die Berge leuchten, ist jetzt mein Ziel. Im Sonnenschein glänzen die weißen Zinken und Gräte, noch tief im Schnee begraben, ein Wintermärchen, von Lenzlüften umweht. Nun ist die Schönheit noch einsam dort oben und harret ihres einzigen, todesfrohen Anbeters. Wie eine Braut ihres Geliebten...

Alle Rechte vorbehalten.
 Nachdruck verboten.



Die Schweiz
 1890.

LEGENDE.
 LES S. COURONNES.